Der Sonntagsgast.

Jahrgang 14. — **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** — **No. 4.**

Glück.

Von Karl Müller-Kanatt.

Die klare Junisonne wob ein funkelndes Netz über das Thal von Kissingen und die Höhen, die es umrahmen, und gold'ne Lichter huschten über die grünen Blättermassen der Wälder, die ein leiser Südwest sanft bewegte. Auf dem freien Schloßplatz der alten Botenlaube saß eine frohe Gesellschaft von Badegästen. Aber die heitere Schaar, die sich hier um die lange Tafel reihte, hatte keinen Blick für die Schönheiten der Natur, ihre ganze Aufmerksamkeit galt dem schönen Menschenpaar, das zärtlich umschlungen in ihrer Mitte saß und dem alten Herrn, der, den beiden gegenüber stehend, in zierlich gesetzten Worten sie feierte. Jetzt kam er zum Schluß: „Und so fordere ich Sie auf, meine Herrschaften, erheben Sie Ihre Gläser und rufen Sie mit mir: Fräulein Käthe Montanus und Herr Doktor Ottmar Brendel, das jüngste, das glücklichste Brautpaar, sie leben hoch!"—„Hoch, hoch!" tönte es jubelnd in der Runde, hell klangen die Gläser zusammen, und Alles drängte sich heran, um mit den Brautleuten anzustoßen.

Die Verlobung hatte in dem so besuchten Bade Sensation gemacht. Das war kein Wunder: Käthe Montanus, die liebreizende Tochter des bekannten reichen Industriellen, Ottmar Brendel, der talentvolle Sohn des Referenten im Kultusministerium, hatten im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens gestanden, die gesammte Herrenwelt hatte sich für jene, die gesammte Damenwelt für diesen interessirt. Und nun hatten sich die beiden Sterne zusammengefunden zu einem Bunde, der Alles, was die Welt als Vorzüge anerkennt und schätzt, zu vereinen versprach.

„Ja, ich bin glücklich!" rief die junge Braut mit einem zärtlichen Blick auf Ottmar, ich bin sehr glücklich!"

„Sagen Sie's nur gerade heraus, meine Gnädigste", lachte Professor Thanlow, derselbe, der vorher den Toast ausgebracht hatte. „Sie sind ganz glücklich, völlig wunschlos!"

Ottmar Brendel lachte. „Sie halten meine Braut doch für bescheidener, als sie ist, Herr Professor. Es wäre mir auch gar nicht recht, wenn sie so dächte. Wunschlos soll der Mensch nie sein, man kann immer noch mehr gebrauchen, soviel man hat. Und was das Glück betrifft, so stehen wir doch eigentlich erst im Vorhofe, und ich denke, es soll noch viel besser kommen. Hab' ich recht, mein Schatz?" Sie nickte und drückte ihm leise die Hand, indeß er fortfuhr. „In der Brautzeit hat man doch erst den Vorgeschmack von Glück. Wenn wir erst Mann und Frau sind, wenn wir gemeinsam Alles genießen, was die Welt uns Schönes beut, so lange und so viel wir wollen, dann erst können wir sagen, daß wir ganz glücklich sind."

„Besteht denn das Glück im Genuß?" Die Frage klang so kühl, so nüchtern in den lebensfrohen Erguß Ottmar's hinein, daß die ganze Tafelrunde sich unwillkürlich nach dem Sprecher umwandte, der bisher abseits gestanden und in die Ferne geblickt hatte, und erst während der letzten Worte Ottmar's an den Tisch getreten war. Daß man ihn halb mitleidig, halb geringschätzig betrachtete, schien er nicht zu bemerken, so gleichmüthig sah er drein.

„Wer ist denn das?" fragte eine junge Dame ihren Nachbar.

„Kennen Sie ihn nicht? Das ist ja der Bruder des Bräutigams."

„Ist es möglich!"

Das Erstaunen der jungen Dame war gerechtfertigt, Eugen Brendel war in jeder Hinsicht das Gegenstück zu seinem Bruder. Dieser war groß und schlank, die Züge seines Gesichts klassisch geschnitten, die Augen sprühten Lebenslust; Eugen dagegen klein und zudem durch einen Höcker verunstaltet, sein Gesicht häßlich und welk, und aus seinen Augen sprach müde Resignation. Nur zweierlei hatte er mit dem Bruder gemeinsam, die feingeformten schlanken Hände, und den Klang der Stimme, der bei beiden so ganz derselbe war, daß man, ohne sie zu sehen, nicht unterscheiden konnte, wer von beiden sprach. Uebrigens war Eugen Mediziner, wie sein Bruder, und hatte, obwohl er die Universität später bezog, doch mit ihm zugleich die Examina gemacht.

„Besteht denn das Glück im Genuß?" hatte er gefragt.

Otmar zuckte nur stumm die Achseln, aber Käthe ergriff eifrig die Partei ihres Verlobten. „Ach, Du!" sagte sie und rümpfte das feine Näschen. „Du mußt natürlich wieder mäkeln, Du weißt ja immer Alles besser. So sage uns denn, was ist denn Deiner Ansicht nach das Glück."

„Das Glück?" Eugen lächelte wehmüthig. „Das Glück ist überhaupt nicht." Und als Alle lebhaft protestirten, fuhr er fort: „Oder um mich deutlicher auszudrücken, das Glück besteht nur in unserer Einbildung. Nicht was wir besitzen, was wir genießen, macht unser Glück aus, sondern wie wir's besitzen, wie wir's genießen. Darum kann der Reichste der Reichen unglücklich und der Aermste der Armen überglücklich sein. Dem fällt ein Kohinor in den Schooß, und er hadert mit dem Schicksal, weil es nur Einer war, und Jener findet einen Rheinkiesel und möchte um ihn nicht den Schatz des Rampsinit eintauschen. Glücklich sein heißt, sich glücklich träumen."

„Etwas paradox zwar, aber nicht übel," murmelte der Professor. Käthe aber schüttelte spöttisch das blonde Köpfchen: „Es wäre recht traurig, wenn's so wäre, aber es ist nicht so, wenigstens bei uns nicht. Wir haben das Glück beim Zipfel und wollen's festhalten und immer, immer und davon bekommen, nicht im Traum, sondern in der Wirklichkeit. Ein Glück, das mir nur träumte, könnte mich nicht befriedigen."

Und doch konnte Eugen nicht daran glauben, und mit tiefem Weh dachte er daran, wie bald Käthe aus dem süßen Traum erwachen würde, in den sie sich jetzt wiegte. Zu gut kannte er seines Bruders selbstsüchtiges, durch jeden Eindruck leicht zu bestimmendes Herz, um nicht zu wissen, daß auf so schwankem Grunde kein dauerndes Glück errichtet werden könne. Und so mußte er, ohne helfen zu können, das Mädchen, das er liebte, einem unsichern Loose entgegengehen sehen. Das war es, was ihn schon seit Tagen keine Ruhe finden ließ, worüber er sann und dachte, ohne einen Ausweg zu finden. Er liebte Käthe Montanus mit der ganzen tiefen Leidenschaft, die ein Herz, das sich gemeinhin vor Allem scheu zurückzieht, dann erfaßt, wenn es doch endlich für Jemanden empfindet.

Sein Herzblut hätte er hingegeben, um seine Befürchtungen zu Schanden zu machen, nicht Otmar's, aber Käthe's wegen, die er fast noch mehr liebte, seit er sie bedauern mußte. Doch es kam noch schlimmer, als er sich's gedacht hatte. Die Conjunktur in den Stoffen, die die Fabriken des Kommerzienraths Montanus produzirten, war seit mehreren Jahren dauernd ungünstig und hatte ihm große Verluste gebracht; um diese wieder einzubringen, hatte er sich von seinem Börsendisponenten verleiten lassen, große Summen in südafrikanische Minenpapiere zu stecken und sich allmählig in denselben so zu engagiren, daß Alles für ihn auf dem Spiele stand. Da trat — man hatte in Australien neue Diamantgruben erschlossen, die glänzend zu prosperiren versprachen — ein so rapider Kurssturz dieser Aktien ein, daß Gegenmaßregeln unmöglich waren. Den Kommerzienrath, der schon seit mehreren Tagen seltsam aufgeregt war, rührte der Schlag, als er die telegraphische Nachricht erhielt, am nächsten Morgen war er todt und ließ seine Familie am Rande des Abgrunds zurück.

Die Firma mußte in Liquidation treten, nach Abwickelung aller Verbindlichkeiten blieb den Frauen nur eine bescheidene Summe übrig, kaum hinreichend, um kärglich ihr Leben zu fristen. Otmar schäumte vor Wuth; er sei schmählich hintergangen, tobte er, der Todte habe ihn über die kritische Lage getäuscht, um seine Tochter gut zu versorgen. Er aber denke nicht daran, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, er sei auch gar nicht in der Lage, eine arme Frau zu ernähren, besonders wenn sie zu solchen Ansprüchen erzogen sei, wie Käthe Montanus. Für Eugen's Vorstellungen und Ermahnungen hatte er nur ein höhnisches Auflachen, und noch am gleichen Tage schrieb er seiner Braut, die so plötzlich veränderten Verhältnisse zwängen ihn, ihr ihr Wort zurückzugeben. Ein Wort des Bedauerns hinzufügen, hielt er für überflüssig, war er doch der Ansicht, daß er der Gekränkte sei.

Nun flammte in Eugens Brust ein Strahl der Hoffnung auf. Dem gefeierten, von Verehrern umdrängten Mädchen durfte er seine Liebe nicht gestehen, der armen, hülflos Verlassenen konnte er es wagen, seine Hand anzubieten. Er schrieb an sie und ging am nächsten Tage, als er keine Antwort erhielt, klopfenden Herzens in ihre Wohnung, um seinen Antrag zu wiederholen. Die Wohnung war leer. Mutter und Tochter waren abgereist, ohne sich über das Ziel ihrer Reise zu äußern. Eugen war außer sich. Lange stellte er Nachforschungen nach den Verschwundenen an; umsonst, jede Spur von ihnen war verloren. So gab er denn endlich das Suchen auf, aber vergessen konnte er Käthe nicht.

Die Erinnerung an die Geliebte war es, die ihn aus der Heimath forttrieb nach Oesterreich, nach Wien, wo er durch eifriges Studium in den Kliniken die erworbenen Kenntnisse erweiterte und vertiefte. Bald wurde er außerordentlicher Professor, seine Operationen und seine wissenschaftlichen Werke gewannen ihm das Interesse und die Achtung der gelehrten Welt, und bald sah er sich wider eigenes Erwarten auf einen erledigten Lehrstuhl und als Leiter des Spitals berufen. War er auch einsam geblieben, war das Glück der Liebe ihm versagt, ein anderes war ihm dafür zutheil geworden, ein Gebiet der Wissenschaft zu beherrschen und mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln die Leiden der Menschheit lindern und heilen zu helfen.

Mit seiner Familie war er nur in der oberflächlichsten Berührung geblieben; seine Eltern hatten den gebrechlichen Sohn stets hinter den lebensfrischen Otmar zurückgesetzt und sich nie die Mühe gegeben, seinem Herzen näher zu treten; seit aber seine Laufbahn einen so glänzenden Aufschwung zu nehmen begann, zürnten sie fast, weil er das erreichte, was ihrem Lieblingssohne versagt blieb. Otmar hatte es nicht recht vorwärts bringen können; nachdem er seine Verlobung aufgelöst, hatte er leichtsinnige Gesellschaft gesucht; man hatte es ihm doch in seinen Kreisen verdacht, daß er sich so brüsk von seiner, an dem Unglück ihres Vaters schuldlosen Braut getrennt, und er war es nicht gewöhnt, kühl behandelt zu werden. Die Lebensweise, der er sich nun ergab, zog ihn von geregelter Thätigkeit mehr und mehr ab, und wie er keine Zeit fand, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, ließ er es auch an ernster Thätigkeit fehlen, sich eine Praxis zu gründen. Schließlich warfen ihn die Folgen seines ausschweifenden Lebens auf's Krankenlager, und er, der so hoffnungsvoll und vielversprechend begonnen, mußte nun seinen Eltern zur Last fallen und von ihnen sich ernähren lassen.

Und Eugen beklagte den Bruder nicht, wenn er sich auch dem Vater gegenüber brieflich bereit erklärt hatte, für den Hülflosen zu sorgen, wenn die Eltern nicht mehr sein sollten. Das war seine Pflicht, und er wollte sie thun, mehr aber hatte er für Otmar nicht übrig. Sein Herz gehörte der Verschollenen. Oft, wenn er einsam daheim saß, trat die süße Gestalt vor sein geistiges Auge, und eine unendliche Sehnsucht ergriff ihn. O, wäre er an Otmars Stelle gewesen, er hätte sie nicht um alles in der Welt von sich gelassen, und wüßte er, wo sie zu finden wäre, zur Stunde machte er sich auf, um zu ihr zu pilgern und alles, was sein, zu Füßen legen. Nur sie sehen, ihr nahe sein, ihr in die klaren Augen blicken, ihre rosigen Hände, ihre blonden Locken leise mit den Spitzen seiner Finger streifen dürfen!

So hatte er auch an einem düsteren Novembernachmittag wieder gesessen und gesonnen, indeß draußen der Nordwest einen feinen eisigen Sprühregen durch die Straßen jagte. Sein Diener, der ihm meldete, das Koupe sei vorgefahren, weckte ihn aus diesem Brüten und erinnerte ihn daran, daß es Zeit sei, die Abendvisite im Spital zu machen. Während der Wagen ihn dorthin führte, suchte er sich zu sammeln, seinen Geist auf seine Berufsgeschäfte zu richten, aber immer wieder kehrten seine Gedanken zu Käthe zurück und in seiner Zerstreuung, die ihm sonst fremd war, hörte er, am Ziele angekommen, den Rapport seines ersten Assistenten über die Vorkommnisse des Tages und die neuaufgenommenen Kranken an. Da schlug plötzlich ein Name an sein Ohr, der ihn auffahren ließ.

„Wie sagten Sie, lieber Fischer?" unterbrach er den Sprechenden. „Montanus?"

„Montanus, jawohl, Herr Geheimrath," bestätigte dieser, seinen Chef erstaunt ansehend.

„Käthe Montanus?"

„Allerdings. So nennt sich die Patientin nach den bei ihr vorgefundenen Papieren; sprechen kann sie nicht."

„Und wie kam sie hierher?"

„Sie wurde vom Bahnhof hierher transportirt. Auf der Eisenbahn, kurz vor der Ankunft in Wien, befiel sie ein Blutsturz, der zweite, wie ihre Mutter angiebt, die sie herbrachte, und da die arme Blinde zudem ganz entkräftet ist, dürfte sie die Nacht nicht überleben."

„Sie ist blind?"

„Infolge einer heftigen Erkältung vor mehreren Jahren erblindet, nach Angabe der Mutter."

„Ich will die Patientin sehen; kommen Sie, Fischer."

Kopfschüttelnd folgte ihm der junge Arzt. So hatte er den Geheimrath noch nicht gesehen; er mußte krank sein; er schonte sich zu wenig, und schließlich mußten die ewig angespannten Nerven versagen.

„In diesem Saal, Herr Geheimrath." Dabei öffnete er die Thür.

„Warum haben Sie ihr kein eigenes Zimmer gegeben?"

„Patientin ist mittellos."

Der Geheimrath stöhnte leise auf und trat in den matt erleuchteten Saal. Die Schwester, die hier den Dienst hatte, trat ihm geräuschlos entgegen; er grüßte sie mit einem stummen Neigen des Hauptes.

„Herr Geheimrath will Nummer achtundvierzig sehen!" sagte Doktor Fischer.

„Nummer achtundvierzig schlummert noch immer. Sie ist sehr schwach."

Eugen Brendel trat an das Bett der Kranken heran.

Mit geschlossenen Augen lag sie leise röchelnd da, die blassen Wangen tief eingefallen, schwarze Schatten unter den Backenknochen, die weißen Lippen halb geöffnet, graue Strähne über die Stirn fallend. Und so dürr und bleich die Hände, die da regungslos auf der wollenen Decke ruhten, so hager war der Unterarm, der aus den Aermeln der Jacke hervorsah!

Mit weitgeöffneten Augen sah der Geheimrath auf das armselige Menschenbild, das da vor ihm lag, und ihm war zu Muthe, als schnüre das Herz in seiner Brust an und steige bis zur Kehle hinauf. Denn trotz des Elends, das Jahre voll Noth und Kummer darüber ausgegossen hatten, erkannte er ihr Antlitz. Es war Käthe, die er so lange gesucht. Hier lag sie vor ihm, eine Sterbende.

Die Kranke regte sich, schlug die Augen auf, die einst so süß in die Welt geschaut und nun so starr und seelenlos blickten — Eugen mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht laut aufzuschreien — dann flüsterte sie mit heiserer Stimme: „Durst! — Wasser!"

Der Geheimrath beugte sich zu ihr. „Geduldn Sie sich einen Augenblick," sagte er sanft, „gleich sollen Sie trinken." Er setzte sich auf den Rand des Bettes, richtete sie vorsichtig ein wenig auf und hielt ihr dann selber das Glas an die Lippen, das die Schwester auf seinen Wink brachte. Käthe Montanus, die beim Klange seiner Stimme wie erschreckt aufgehorcht hatte, trank gierig und ließ sich dann matt zurückfallen.

„Ist Ihnen jetzt besser?" fragte er.

Da fuhr sie auf.

„Die Stimme!" stammelte sie. „Wo bin ich?"

„Im Spital, wo Sie gut gepflegt werden sollen."

„Wer — wer spricht — mit mir? — Die Stimme — ich — Ihre Hand!" Sie streckte verlangend ihre müden Hände aus. Er legte seine Rechte hinein. Sie befühlte dieselbe und fragte dann nochmals:

„Wer sind Sie? — Täusche ich mich? — Wer sind Sie?"

Er konnte nicht sprechen, wie Fieberfrost durchschauerte es ihn, und wie im Krampf schlugen seine Zähne aufeinander. Statt seiner nahm die Schwester das Wort:

„Es ist Ihr Arzt, der Geheimrath Brendel."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der todwunden Brust Käthe's, ein sonnenhelles Lächeln zog über ihr hageres Gesicht, und leiser schlossen sich ihre Hände um die Finger des Mannes.

„Otmar," flüsterte sie, „ich wußte es ja, an Deiner Stimme habe ich Dich erkannt."

Ein bitterer Zug trat um Eugen Brendel's Mund. Otmar auch jetzt noch. Sie hatte ihn nicht vergessen. Ihre Liebe gehörte ihm jetzt noch. Und er durfte sie nicht aus ihrem Wahn reißen, wollte er ihr nicht die letzten Augenblicke verbittern.

Leise fuhr sie fort: „Und Du bleibst jetzt bei mir, Du verläßt mich nicht?"

„Ich bleibe."

„Und Du hast mich wieder lieb?"

„Ich habe nie aufgehört Dich zu lieben, Käthe!"

„Otmar! — — — Küsse mich!" Kaum vernehmbar hauchte sie die Worte; er beugte sich über sie und küßte leise, ehrfürchtig die welken Lippen der Sterbenden.

Da zog's wie ein Abglanz ewigen Lichtes über Käthe's bleiches Antlitz. Sie lehnte sich an seine Schulter und flüsterte: „Nun ist — alles gut. Nach so viel Leid — wieder bei Dir — das ist — zuviel des Glücks!"

Ihr Haupt fiel zurück, ihr Leib streckte sich, noch einmal zuckten die Glieder — sie hatte ausgerungen.

Die Liebe einer Königin.

Von F. Waldenser.

Es war am 16. Januar 1774. In den prunkvollen Sälen des französischen Königspalastes ertönte die gedämpfte, zarte Musik der Geigen und Flöten. Schöne Damen in seidenen Röckchen mit hochaufgethürmten Frisuren und Schönpflästerchen im Gesichte tanzten zierlich das Menuet und suchten mit heißen und lockenden Blicken ihre kalten und blasirten Kavaliere zu begeistern. Schöne Frauen ... waren sie wirklich schön? Sie waren Alle verführerisch und kokett — ist das nicht genug? Vornehme Kavaliere — waren sie nicht begehrenswerth? Sie bewegten sich so elegant, so siegesbewußt, so siegesmüde — es mußte wohl so sein. Wer möchte auch mehr verlangen von einem Hofe, an dem der alte, in sich zusammengebrochene französische Ludwig müde und matt sich dahinschleppte und eine Dubarry die Königin spielte? Und die Flöten erklangen immer süßer, die Blicke wurden immer unzweideutiger, die Komplimente der Herren erschienen beinahe natürlich — die warme, parfümgeschwängerte Luft berauschte die vornehme Gesellschaft, es berauschte der Glanz der Lichter, das flimmernde Gold der Wände, das melodische Lachen hinter sanftbewegten Fächern ......

Nur eine blieb nüchtern und starrte immer wieder mit großen, verwunderten Augen in das tolle und zärtliche Getändel, das sie nicht begriff. Es war die „kleine Rothe". So hatte sie die Dubarry benannt, und wenn die getreuen Schranzen derselben einer Anderen gedachten, hießen sie sie nur die „kleine Rothe". Die „kleine Rothe" aber war keine Andere, als die Tochter Maria Theresia's, die Gemahlin des Dauphin's, Marie Antoinette. Wie fingen es die anderen Frauen an, so viele Männer verrückt zu machen? Vier Jahre hatte sie, die Tochter des österreichischen Kaiserhauses, sich bereits erfolglos bemüht, ihren Gemahl zu erobern.

Am Tage der Vermählung hatte er sie bis zur Thüre ihrer Gemächer begleitet, hatte ihr dort höflich die Hand geküßt und sich diskret zurückgezogen. Er liebte die Bequemlichkeit, das gute, starke Essen, die Jagd, kräftige Handarbeit. Er hatte keine Zeit für sie. Am Hofe der Bourbonen lernte man bald die kleinen weiblichen Künste des Fesselns und Verführens. Alles hatte sie aufgewandt. Alles, und immer vergeblich. Wie beschämend, wie erniedrigend, wie verletzend für die Eitelkeit einer Frau! Und der ganze Hof wußte es, jeden Tag erzählte man eine andere spöttische Anekdote über ihr Eheleben, spöttisch war das Lächeln der Männer, die sich ihr näherten, spöttisch waren die Blicke der Frauen, die sich vor ihr verneigten. Das machte sie so einsam, so verschüchtert, so linkisch. Nun nähert sich ihr der schwedische Gesandte und stellt ihr einen jungen Mann vor, den der Vater auf Reisen geschickt hatte, damit er die Welt kennen lerne. Der junge Mann ist erst 19 Jahre alt, gerade wie die Dauphine. Eine hohe, schlanke, vornehme Gestalt, feine Gesichtszüge, ein kaltes, blaues Auge.

„Graf Johann Axel von Fersen," sagte der Gesandte.

Der junge Mann blickt auf die Prinzessin und sein Auge belebt sich. Ueber die Wangen der Dauphine huscht eine flüchtige Röthe, während er sich über ihre Hand beugt, um den feinen Handschuh mit seinen Lippen zu berühren. Und es küssen ihr doch so Viele die Hand, und nie hat sie etwas dabei empfunden. Er erzählte ihr dann von seiner Heimath, von dem Weg, den er nach Paris gemacht und meinte, daß ihn das nicht gereue. Sie hörte gerne auf ihn, und er wurde erst huldvoll entlassen, als die Dauphine den Saal verließ.

Wenige Stunden später fand der Pariser Opernball statt, der damals noch das Rendezvous der vornehmsten Gesellschaft Frankreichs bildete. Der ganze Hof wohnte ihm bei mit allen Prinzen und Prinzessinnen, Maitressen und Kavalieren. Man hatte Fersen dringend gerathen, diesen Ball zu besuchen, der etwas ganz Auserlesenes bilde, und der junge Mann begab sich mit dem Gesandten seines Landes dahin. Im Gewühle hing sich ein Domino in seinen Arm und begann ihn zu intriguiren. Es war zweifellos eine feine, liebenswürdige interessante Dame, sie plauderte allerliebst und ihre Worte klangen kosend ins Ohr wie Musik. Die Stunden an ihrer Seite verflossen wie Minuten. Plötzlich blickte der Morgen durch die Fenster und das Zeichen wurde für die Damen gegeben sich zu demaskiren. Als der Domino am Arme Fersen's die Larve abnahm, ging ein Ruf der Ueberraschung durch den Saal. „Die Dauphine! Die Dauphine!" rief man von allen Seiten und die Menge drängte sich um das Paar, so daß die Prinzessin ihren Kavalier ersuchen mußte, sie in ihre Loge zu bringen, wo sie ihr Gemahl und der Graf von Provence erwarteten ....

Vier Jahre später. Es ist ein Zischeln und Flüstern am ganzen Hofe. König Ludwig XVI. hat noch immer nicht bemerkt, daß seine Gemahlin reizend sei, aber der Graf von Fersen, der schöne Schwede, so sagt man, ist sterblich in sie verliebt, und sie erwidert diese Liebe mit aller Gluth der Jugend und des stürmischen, in Sehnsucht sich verzehrenden Herzens. Ein Unglück mehr, denn sie ist Königin und die Tochter Maria Theresia's, ein Weib, das sich nicht vergessen, eine Frau, die ihren Gefühlen nicht folgen darf. Diese Liebe ist ihr Glück und ihr Martyrium. Aber sie zischeln und flüstern ... Hat er nicht gestern bei Hofe ein Lied gesungen, das seine Gefühle nur zu deutlich verräth? Welche Kühnheit! Würde er es wagen, wenn nicht ...?

Da faßt der Graf von Fersen den heroischen Entschluß, allem Gerede mit einem Male ein Ende zu machen und abzureisen, so rasch als möglich. Er läßt sich in das Corps einreihen, das unter Lafayette und Rochambeau nach Amerika entsendet wird. Die Königin will ihn vergebens zurückhalten, er bleibt fest, sie ist trostlos, aber die Günstlinge, die bereits für ihre Macht gefürchtet hatten, jubeln.

„Wie, Herr Graf," fragt die Herzogin von Fitz James, „Sie reisen ab und lassen Ihre Eroberung im Stich?"

„Wenn ich eine gemacht hätte, so würde ich sie nicht im Stich lassen," erwiderte der junge Mann. „Ich reise aber frei, und unglücklicherweise, ohne ein Bedauern zu hinterlassen."

Der schwedische Gesandte Baron von Creutz berichtet aber an seinen Souverän in Stockholm in einer geheimen Note, die man erst kürzlich unter den Papieren Gustav III. im Archive von Upsala gefunden, wie folgt:

„Ich muß Ew. Majestät vertrauen, daß der junge Graf von Fersen bei der Königin so wohlgelitten war, daß dies bei verschiedenen Personen Verdacht erregte. Ich gestehe, daß ich selbst nicht umhin kann, zu glauben, sie hätte eine Neigung zu ihm gefaßt; ich habe zu sichere Anzeichen gesehen, um zweifeln zu können .... Die Königin konnte die letzten Tage nicht die Blicke von ihm abwenden, und wenn sie ihn betrachtete, waren ihre Augen mit Thränen gefüllt ...."

Vierzehn Jahre später. Die Wogen der französischen Revolution gehen hoch, die königliche Familie wird seit ihrem Fluchtversuch in den Tuilerien auf das Strengste bewacht. Vor der Thüre der Königin schlafen die Offiziere der Nationalgarde, sie dringen drei-, viermal in der Nacht in ihr Schlafgemach, um zu sehen, ob sie da sei, einer setzte sich jüngst sogar an ihr Bett und begann zu plaudern .... Welche Schmach, welche Demüthigungen muß die Tochter Habsburg's erdulden! Und kein Rettungsstrahl! Die Assemblee wird immer wüthiger, die auswärtigen Mächte zögern und schwanken und wagen es nicht, an eine Intervention zu denken.

Nur einen Freund hat die königliche Familie in der Ferne: den Grafen Johann Axel von Fersen. Er war es gewesen, der den ersten Fluchtplan entworfen und betrieben hatte, der die Berline bestellt und bespannt, die leider nur bis Varennes gekommen war. Man wußte, daß er der Anstifter des Fluchtversuches gewesen, er mußte damals fliehen, sonst wäre das Schaffot sein Loos gewesen. Nun aber ist er wieder nach Paris gekommen, verkleidet, unter tausend Schwierigkeiten, um die königliche Familie nochmals zu einer Flucht zu überreden, die sie an die Meeresküste und nach England bringen soll. Er ist da und hat Gelegenheit, selbst zu sehen, daß jede Flucht unmöglich ist, die Bewachung ist zu strenge. Und dann hat der König versprochen, zu bleiben, und er ist ein ehrlicher Mann. Durch eine geheime Pforte („auf meinem gewöhnlichen Wege", steht in seinem Tagebuche) dringt er in die Tuilerien. Welches Wiedersehen! Die Königin ist vergrämt, ganz abgemagert, das schöne, goldglänzende Haar ist grau geworden! Sie ringt die Hände und weint .... Noch zweimal kommt er versteckt in die Tuilerien, er spricht den König, der nicht fliehen, die Königin, die an seiner Seite ausharren will. Und dann nimmt er von ihr Abschied, die er so heiß geliebt. Er hat sie zum letzten Male gesehen ....

Siebzehn Jahre später. Es herrscht gewaltige Aufregung in der Stadt Stockholm. Prinz Christian von Holstein Augustenburg, der von Karl XIII. adoptirte Thronfolger, ist plötzlich am Herzschlag gestorben. Die Aerzte haben es festgestellt, aber man spricht von Vergiftung und beschuldigt den Grafen Axel von Fersen, ein Komplott geschmiedet zu haben, um Gustav IV. wieder auf den Thron zu bringen. Dieser Gustav war seine Puppe und die Rathschläge des reaktionären Staatsmannes hatten zur Vertreibung des Königs geführt. Diesen Fersen haßt das Volk, alle seine Thaten waren gegen dieses gerichtet und das Volk haßt ihn. Wird er es wagen an dem Leichenbegängnisse des Prinzen theilzunehmen? Wehe ihm! Die Polizei will ihn warnen, aber der König sagt: „Es stünde diesem stolzen Herrn eine Lektion nicht übel an."

Nun erscheint sein Wagen im Leichenzuge. Man wirft mit Steinen nach ihm, man hält ihn zurück. Dann reißt die rasende Menge den Grafen aus dem Wagen und er stirbt nach stundenlangen Mißhandlungen unter Faustschlägen und Fußtritten. Welches schreckliche Ende, ähnlich einem anderen, dort in Paris, auf dem Greveplatz! Nach dem Tode der Königin Marie Antoinette schrieb er in sein Tagebuch: „Mein Herz wird ohne die Rache niemals Ruhe finden." Die Rache aber hat ihn an denselben Abgrund geführt wie sie ....

Das ist die Geschichte der zärtlichen, rührenden, keuschen, entsagungsreichen, schmerzensschweren, verhängnißvollen Liebe einer Königin.

* * *

Hundert Jahre sind seit dem Tode der Königin Maria Antoinette verflossen, und zum ersten Male wird jetzt der Schleier von ihrem Liebesroman mit dem Grafen von Fersen hinweggezogen. Wer mehr darüber erfahren will, lese das Werk von Paul Goulot: "Un ami de la Reine", das eben bei Ollendorf in Paris erschienen ist. Dasselbe ist auf Grund der kürzlich in Schweden veröffentlichten Correspondenz des Grafen von Fersen und zahlreicher unzweifelhafter Dokumente aus französischen Archiven gearbeitet. Der Historiker hat seine Arbeit gethan. Nun heran, ihr Dichter, und bringt einen der erschütternsten Romane, der sich je an den Stufen des Thrones abspielte!

Die Lebensdauer des Menschen.

Nach Hufeland's Meinung müßte das menschliche Leben zweihundert Jahre dauern können, eine Zahl die er von der Beobachtung ableitet, daß die Lebensdauer aller thierischen Wesen, das Achtfache ihrer Wachsthums- und Ausbildungsperiode betrage. Da nun — freilich alle Geborenen eingerechnet — die durchschnittliche Lebensdauer bei civilisirten Völkern nur etwa 30½ Jahre beträgt, so würde noch nicht der 6. Theil einer möglichen Lebensgrenze erreicht und es wird auch diese voraussichtlich niemals erreicht werden.

Günstiges Zeichen.

„Aber, Gruber, früher war es so ruhig hier und jetzt wird wieder jeden Sonntag bei Euch gerauft!"

„Ja ja, Herr Bezirksamtmann, mein Vater selig hat die Wirthschaft recht herunterkommen lassen — aber jetzt, Gott sei Dank, hab' ich sie wieder in der Höh'!"